

(Nachdruck verboten.)

54]

## Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Sind Sie es, Pete?“ sagte Tante Nan, sich Gewalt

anthuend. „Wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten?“

„Nur eine Minute, um Ihnen Glück zu wünschen, Miß

Christian,“ sagte Pete.

„Auch Ihnen wünsche ich Glück, Peter. O,“ sagte sie,

den Kopf zierlich drehend, „es muß Ihnen heute recht stolz

zu Mute sein, Pete.“

„Stolz ist nicht das rechte Wort, Madam, ich bin rein

außer mir.“

„Er hatte schon eine Vorliebe für Sie, als Sie noch ein

kleiner barfüßiger Junge waren, Pete.“

„Zarwohl, Madam.“

„Und jetzt, da er Deemster ist, hält er noch immer zu

Ihnen.“

„Ja, das läßt er sich nicht nehmen, Madam.“

„Haben Sie gehört, was er von Ihnen in seiner Rede

sagte? Nicht jeder an seinem Plage thäte das vor aller

Welt, Pete.“

„Da haben Sie recht, Madam.“

„Er bleibt seinen Freunden treu, wer sie auch sind.“

„Treu wie Gold.“

Die Magd trug die Schlüssel in das Speisezimmer

und Tante Nan sagte zögernd: „Sie wollen wohl nicht

zum Essen bleiben, Pete, oder am Ende doch? Wenn Sie

nicht lieber heimgehen zu Frau und Kind. Nicht wahr, zu

Hause ist's einem doch am wohlsten? Martha, ich will dem

Deemster selbst sagen, daß das Essen angerichtet ist. Nun,

gute Nacht, Peter. Es freut mich immer, wenn ich Sie sehe.“

Sie wandte sich, um hinauf zu gehen, doch Pete hatte

schon einen Schritt in das Speisezimmer gethan und sah sich

mit Blicken ehrfurchtsvoller Scheu darin um.

„Du, meine Güte, Miß Christian, was für Gefühle das

sind — barfüßiger Junge, sagten Sie, Sie haben ganz recht,

und von Kälte durchschüttelt und hungrig obendrein. Im

Giebelhaus schlief ich bei der Stuh und bekam wenig mehr

als die Milch, die ich von dieser stahl, und Siebe dafür von

dem alten Mann. Philipp nahm mich eines Abends mit hier

herein — das war der Anfang, Madam. Sehen Sie das ge-

sprenkelte Ei dort an der Schnur? Es ist von einem

Papageitaucher. Philipp hat es gefunden, als wir auf Gob-

ny-Gardain Nester ausnahmen. Es kostete ihm fast das

Leben. Sehen Sie, nämlich, Madam, das Weibchen legt

immer nur ein Ei und verteidigt es wie rasend. Wir waren

mehr als vierzig Faden hoch geklettert bis zu einer

Höhle und hatten zwei gerade abfallende Felsen vor

uns im Meer, die, wissen Sie, wie zwei Elefanten-

beine in der blauen Flut draußen standen. Phil

streckte eben seine kleine Hand nach dem Fels-

vorsprung aus, auf dem das Eis lag, als, schwupp! die großen

weißen Flügel ihm um den bloßen Kopf herumschlugen. Wenn

ich damals nicht einen Stoß gehabt hätte, Madam, so wär's

mit uns beiden Matthäi am letzten gewesen. In der nächsten

Minute fuhr der Papageitaucher, nur noch Blut und Federn,

Klatsch, — die Klippen hinab — sonst wäre Philipp heute nicht

Deemster geworden. Ach, habe ich Sie erschreckt, Madam,

trozdem es schon so lange her ist? Das Herz ist doch ein

seltsames Ding. Es kennt weder gestern noch morgen. Nun,

gute Nacht, Madam.“ Pete schritt nach der Thür; auf einmal

sah er aber zu Boden und rief: „Was soll denn das be-

deuten? Aufsch, Dempster, fusch!“

Der Hund kam gerade in die Halle gelaufen, als Pete

hinausgehen wollte. Er blieb vor ihm stehen, spitzte die

großen Ohren und wedelte mit dem Stumpschwanz.

„Mein Hund, Madam? Ja, Madam, und seinem Herrn

in manchen Stücken ähnlich. 's ist an ihm selbst nicht eben

viel, er hat aber auch gutes Blut, und in der nächsten

Generation kann was Besseres rauskommen. Suchst Du

mich, Dempster? Gut, wir wollen uns auf den Weg machen,“

„Vielleicht werden Sie zu Hause gebraucht, Pete?“

„Wohl möglich. Gute Nacht, Madam.“

Tante Nan raschelte die Treppe hinauf, sie fühlte sich froh und erleichtert in ihrer zärtlich selbstjüchtigen Liebe, Pete los zu sein und Philipp ganz allein für sich zu haben.

XVI.

Pete schritt pfeifend in die Dunkelheit hinein; der Hund lief vor ihm her. „Es ist unrecht von mir,“ dachte er, „hätte sofort nach Hause gehen sollen.“

Die Stadt war jetzt still, die Straße leer, und Pete fing an zu laufen. „Sie ist auch ganz allein gewesen. Das war doch sicher Nancy, die ich da drüben bei Frau Beatties Wohnung im Gedränge sah. Wahrscheinlich hat sie ihr erlaubt, die Sache mit anzusehen. Muß aber jetzt schon wieder daheim sein.“

Als Pete in die Nähe des Umenhaus kam, beleuchtete der Mond über den Baumwipfeln die Scheiben der oberen Fenster wie mit einem Duzend strahlender Lampen. Nur einen Schritt weiter und das Haus war ganz dunkel.

„Sie wird auf mich warten. Ich wette, sie horcht auf meinen Tritt.“

Er war an den Thorweg gekommen; der Hund schnupperte unruhig und preßte die Nase ans Gitter.

„Ruhig, Dempster, ruhig.“

Dann drückte er geräuschlos die Klinke auf, ging auf den Fußspitzen hinein und schloß das Thor behutsam wieder hinter sich.

„Ich will mir einen Spaß mit ihr machen. Ich will sie überraschen.“

Seine Augen strahlten vor kindlichem Mutwillen; er schlich leise wie auf Nagelpfoten den Fußweg entlang, halb zusammengekrümmt, den Atem zurückhaltend, um nur nicht laut auflachen zu müssen.

„Vielleicht sollte man so ein zartes Geschöpf doch nicht erschrecken,“ dachte er.

In der Vorhalle angekommen, kroch er auf allen vieren bis zur Thür und fing an, wie ein melancholischer Kater zu miauen. Dann legte er das Ohr an den Thürpfosten, um zu lauschen. Er erwartete einen unterdrückten Schrei des Schreckens zu hören, dann Nancy Zoes rauhe Stimme und das Trippeln von Füßen nach der Vorhalle. Aber kein Laut ließ sich vernehmen.

„Sie wird oben sein,“ dachte er und ging zurück, um das Haus von außen anzusehen. Es war aber kein Licht in den oberen Stuben.

„Ich weiß, was es ist. Als es so still im Hause war, ist sie bei der Wiege der Kleinen eingeschlafen; und Nancy ist noch nicht wieder daheim — das ist alles.“

Er scharte sich eine Handvoll feinen Kies zusammen und warf ein wenig davon gegen das Fenster. „Das wird sie an etwas erinnern,“ dachte er und lachte in sich hinein.

Dann legte er das Ohr noch einmal an die Thürschwelle. Es war jedoch kein Geräusch drinnen. Er warf mehr Kies und wartete; er glaubte, daß er sie atmen hören könnte, er hörte jedoch nichts. Dann, sich plötzlich aufrassend und allen Mutwillen aufgebend, schritt er zur Thür und versuchte sie zu öffnen. Die Thür war verschlossen. Er kehrte ans Fenster zurück.

„Kätche!“ rief er leise. „Kätche, wo bist Du? Hörst Du mich? Es ist Pete. Erschrick nicht, Kätche, liebster Schatz!“

Keine Antwort. Er konnte hören, wie die Wellen ans Ufer schlugen. Der Hund war auf ein Fenster Sims gesprungen und fing an zu winseln.

„Was bedeutet das alles? Sie kann doch nicht aus sein. Sie hätte doch das Kind nicht mitnehmen können. Und wo ist nur Nancy? Wie unrecht von ihr, die Frau allein zu lassen! Sie ist ohnmächtig geworden, weil niemand bei ihr war — so muß es sein.“

Er wollte ein unteres Fenster öffnen, aber der Riegel war vorgeschoben. Dann versuchte er es mit den andren Fenstern, mit der Hinterthüre und dem Flurfenster, das er vom Dach der Vorhalle aus erreichte, aber alle waren fest verschlossen. Als er zum Fenster über der Halle zurückkehrte, war der weiße Rollvorhang dunkler geworden. Die Lampe im Innern der Stube war im Verlöschen.

Das Mondlicht flimmerte durch die Blätter der Bäume auf ihn herab. Er fand in seiner Seitentasche neben der Pfeife einige Zündhölzer, zündete eins davon an und untersuchte den Fensterrahmen; dann zog er sein Taschenmesser heraus, um die Scheibe vom Rahmen zu trennen. Seine Hand zitterte, glitt ab und fuhr mit einem Ruck durch das Glas. Er hatte sich ins Handgelenk geschnitten, doch fühlte er nicht, daß die Wunde blutete. Er steckte die Hand hindurch, zog den Riegel zurück, stieß das Fenster auf und kletterte dann, den Kollvorhang beiseite schiebend, ins Zimmer. Die Kafe, welche drinnen auf dem Fensterbrett saß, rieb sich an seiner Hand und schnurrte.

„Kitty, Kitty!“ flüsterte er.

Die Lampe war bei dem Zugwind vom Fenster zum letztenmal aufgefackert, und außer dem glimmenden Feuer war alles dunkel im Hause. Er wagte kaum, sich zu rühren, aus Furcht, auf etwas zu treten. Als er endlich in der Mitte des Zimmers war, stand er mit gespreizten Beinen da, strich wieder ein Zündhölzchen an, hielt es in die Höhe, leuchtete nach oben und unten und sah sich rings um, wie ein Mensch, der in eine Höhle geraten ist.

Es war niemand da. Das Kind, das von dem kühlen Luftzug erwacht war, fing in seiner Wiege zu schreien an. Er nahm es heraus und suchte es mit zärtlichen Worten zu beruhigen, die er mühsam herausbrachte. „Still, Mäuschen, still. Mutterle wird gleich kommen. Mutterle kommt im Augenblick.“

Er zündete ein Licht an und schlich damit durch das Haus. Nirgends fand er ein Zeichen, bis er in das Schlafzimmer kam und bemerkte, daß Käthes Hut und Mantel, die sie täglich trug, nicht da waren. Ihm wollte das Herz brechen. Einen trostlosen Schrei ausstößend, hörte er zu suchen auf und kam mit schwerem Tritt wieder hinunter.

Er hatte den Augenblick der Verzweiflung so lange als möglich von sich abgewehrt, jetzt überwältigte sie ihn. Das leere Haus und das Kind, das Kind und das leere Haus — es ließ nur eine Erklärung zu: „Sie ist fort, Herzchen, sie hat uns verlassen; sie hat nicht bei uns bleiben wollen — Gott verzeihe es ihr!“

Schluchzend saß er auf einem Stuhl, während die Kleine auf seinen Knien schrie — es waren zwei Kinder, die mit einander weinten. Plötzlich sprang er empor. „Ich kann es nicht glauben,“ dachte er. „Sie müßte ja gar kein Herz im Leibe haben. Welche Mutter in der ganzen Welt könnte so etwas thun? Und sie schien doch die Kleine zu lieben — und auch mich, und das thut sie auch, ich weiß, sie hat uns lieb.“

Jetzt ging ihm ein Licht auf. Sie war krank, verstört, ja, — vielleicht sogar wahnsinnig. So etwas kam bei Frauen nach der Geburt von Kindern ja vor. Der Doktor hatte es selber gesagt. Unter körperlichen Beängstigungen, verfolgt von geistigen Schrecknissen, war sie ihrem Kinde, ihrem Manne, ihrer Heimat, aus Gott weiß welchen Wahngelübden entflohen. Sie würde jedoch wieder gesund werden; sie würde zurückkommen.

„Darum still, still, Kindchen, still. Mutterle wird schon heimkommen. Trotz alledem kommt sie wieder heim.“

Jetzt hörte er einen Schlüssel im Schloß gehen und schlich zu seinem Stuhl zurück. Nancy trat ein, leuchend und schweigend.

„Gütiger Himmel, wie ich gelaufen bin, um nach Hause zu kommen,“ sagte sie, die eingeatmete Nachluft wieder aus-pustend.

Sie warf Haube und Tuch ab und sprach, ohne sich um-zusehen.

„Ein Stoßen und Quetschen, wie Du niemals erlebt hast, Kitty. Ach, mein bester Sonntagshut — ich hab' ihn nur einmal getragen, sieh, wie zerknittert er ist; aber was sagst Du dazu? Das Kind der armen Christiane Killip ist tot. Mitten in dem Freudenlärm ist's gestorben. Ach ja, und die Musik spielte gerade den „siegreichen Helden“ dazu. Die Ärmste war ganz verstört, und kein Wunder. Ich lief gleich hin, die arme Seele zu sehen und — aber was ist denn mit der Lampe passiert? Bist Du es denn, Kitty, dort auf dem Stuhl? Ist's denn Pete? Aber wo ist denn die Frau?“ Sie griff nach dem Feuerhaken und schürte das Feuer zur Blut an. Was fehlt Ihnen denn? Sie haben sich ja die Knöchel abgeschunden wie geschälte Erdäpfel. Aber Mann, Mann, warum in aller Welt weinen Sie denn?“

Da stieß Pete mit schwerer Zunge mühsam heraus:

„Galten Sie doch Ihren Mund, Nancy, und nehmen Sie mir das Kind vom Arm.“

Sie nahm ihm die Kleine ab und er stand auf, so schwach wie ein alter Mann, der sich kaum auf den Füßen hält.

„Der Herr behüte uns!“ schrie sie. „Auch das Fenster zerbrochen — was ist denn geschehen?“

„Nichts,“ knurrte Pete.

„Was ist aber aus Kitty geworden? Sie war doch noch da, als ich um sieben Uhr fortging.“

„Ich komme um vor Durst. Schaffen Sie mir etwas zu trinken.“

Er fand eine Schüssel mit Milch auf dem Tische, der zum Abendessen gedeckt war, und trank sie auf einen Zug aus.

„Sie ist fort . . . das ist's . . . ich les' es in Ihrem Gesicht.“

„Bis zur Treppe laufend, rief sie: „Kitty, Käthe, Katharine Cregeen!“

„Hören Sie auf,“ sagte Pete und zog sie von der Treppe zurück.

„Warum reden Sie denn nicht? Wenn Sie Kraft genug haben, die Wahrheit zu ertragen, so bin ich auch stark genug, sie zu hören.“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Nancy,“ versetzte Pete und ballte die Faust. „Jetzt gehe ich eine Stunde aus — und bis ich zurück bin, bleiben Sie hier bei dem Kinde und sagen Sie keiner Seele ein Wort.“

„Ich wußte es ja,“ rief Nancy. „Nur deshalb hat sie mich so gedrängt fortzugehen. O Gott, o Gott! Warum ließen Sie sie auch diesen Morgen mit dem Menschen allein!“

„Verstehen Sie mich recht!“ rief Pete. „Sagen Sie niemand ein Wort. Es liegt mir schon schwer genug auf dem Herzen. Sie bringen mich auf der Stelle um, und wenn Sie nur den Mund aufmachen.“

Hierauf verließ er das Haus, taumelnd, strauchelnd, fast zu Boden gedrückt. Sein Gut lag noch auf der Diele, er war in blohem Kopfe gegangen.

Er schlug die Richtung nach Sulby ein. „Sie ist dort,“ dachte er. „Wo könnte sie auch sonst sein? Das arme, verirrte Lamm sehnt sich nach Hause.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Als ich neulich von den gesammelten Dichtungen des Herrn Israel Abrahamsohn sprach, erwießen mir etliche Leute die Ehre, mich für den Verfasser der erwähnten Kunstwerke zu halten. Das war ein gemütvoller Irrtum zu meinen Gunsten. Ich muß das günstige Vorurteil ablehnen. Ich will nicht größer erscheinen, als ich bin, und mit tiefer Behmut schwöre ich: Glaub't's mir, ich bin wirklich kein Dichter. Israel Abrahamsohn aber lebt und dichtet und seine unsterblichen Werke sind erschienen zu Königsberg in der Ost-deutschen Buchhandlung.

Wenn ich nun heute auf einen neuen Weltweisen hinweisen will, der in diesen Tagen ein Buch auf den Markt gebracht hat, so bitte ich, nicht wieder anzunehmen: ich selber stecke dahinter. Nein, ich bin weder Israel Abrahamsohn, noch auch — Walter Rathenau, über den ich einiges sagen möchte.

Dieser Walter Rathenau hat kürzlich eine Sammlung kleiner Arbeiten veröffentlicht in dem aristokratischen Verlag von S. Hirzel und in der Buchausstattung des 18. Jahrhunderts; es führt den Titel „Impressionen“ — Eindrücke.

Das Buch selbst ist wenig anregend. Ein munterer, eleganter, vielseitig interessierter junger Mann, der in Berlin geboren ist und in Madrid, Rom, Neapel, London und Paris Eindrücke erreift hat, firent seine selbst glänzenden salohnhaften Glossen über Welt und Dinge: er bläst philosophische Rauchringe in die Luft, predigt seinem angestammten, aber verleugneten Judentum die erzieherische Vereblung zum deutsch-nationalen Reservelieutenant — so eine vornehme Mischung von Junker, Banquier, Fabrikant, Sportsman und Dilettant der schönen Künste und freien Wissenschaften —, verspottet in nicht unwitzigen Satiren den seelenlosen Mechanismus der Zeit und sieht doch wieder im großkapitalistischen Geschäft, trotz ironischer, ja selbst zorniger Umwandlungen die feinsten Blüten der Kultur. Es ist ein Geist, der über Smyrnatappichen schwebt, und dem es die Götter gegeben haben, ohne Schweiß zu schaffen. Er ist, wie manche Potentaten, ein Meister von allen Stühlen.

Aber der Schriftsteller ist interessanter als seine Schriftstellerei. Ein — wenigstens für Deutschland — neuer Typus hält seinen Einzug in Kunst und Litteratur. Bisher suchte man die Litteraten im Schriftstellerlegion. Gelegentlich waren einige auch in den Gothaischen Adelskalendern, ja selbst im Hofkalender zu finden. Namentlich in Wien liebten es die Komtessen, ihre Iyrischen Entdeckungen über Sonne und Wolke in den Verlegern teuer bezahlten, reizend ausgestatteten Bändchen zu veröffentlichen.

Aber sonst herrschte in Deutschland (im Unterschied von Frankreich, England und Amerika, wo jeder, der im öffentlichen Leben eine Stellung einnimmt, auch ein Stücker Schriftsteller ist) die Meinung, daß für die besseren und gediegeneren Leute die Feder nur dazu da sei, um verholzte Aktenstücke, ungrammatikalische Geschäftsbriefe und Wechsel zu verfassen. Ein deutscher Minister, der über Platos Ideenlehre oder Ricardos Werttheorie ein wissenschaftliches Werk verfaßt hätte, wäre bisher eine Unmöglichkeit, eine lächerliche Figur gewesen. Ein dichterischer Bankdirektor oder ein feuilletonistischer Industrieherr wäre auf Betrieb der gängigsten Aktionäre schleunigst seines Amtes entsetzt und auf Veranlassung seiner besorgten Anverwandten entmündigt worden. Niemand wird gegen die gewaltigen Männer, die gegenwärtig in den Bankprozessen mit dem Staatsanwalt diskutieren, den Vorwurf erheben, daß sie über Atomlehre, über Goethes Wahlverwandtschaften oder die Kantische Erkenntnistheorie jemals ihre Köpfe erhitzt hätten, auch ist niemand von ihnen verdächtig, daß er die wunderbare rätselhafte Tragik der Grundstücksbeilehungen zum Gegenstand eines Dramas gemacht, daß er die Katastrophe mißglückter Trebertrodung in Musik gesetzt oder die Kunstdividende allegorisch gemalt habe. Das sind alles nüchterne Geschäftsleute, in denen kein Goethe, Beethoven oder Michel Angelo drängend rumort.

Aber ein neues Geschlecht wächst herauf. Der Kapitalismus, der vordem allenfalls eifrig, religiös oder patriotisch moogelte, färbt sich ästhetisch — er wird „kulturell.“ Seitdem an deutschen Höfen die Renaissance der Künste und Wissenschaft veranlaßt worden ist, blüht allenthalben die Poetisierung des politischen und gewerblichen Geschäfts. Minister citieren ebenso leidenschaftlich wie falsch, Vorkämpfer komponieren, Geheimräte schwelgen episch über die Vorläufe, ein Postarif wird als Marmorblock empfunden, und sogar Herr v. Rodzielski staunt begeistert über die Wertwürdigkeiten drahtloser Telegraphie und magischer Höhrenbrücke in Nichtlühlapparaten. Die deutschen Dichter und Denker beziehen man nicht mehr aus dem dunkelgrünen Küstschnee, sondern aus dem roten „Adressbuch der Direktoren und Aufsichtsräte“. Der deutsche Aufsichtsrat schwelgt in den Olymp, und die Kunst im Leben der Kinder Finanzisraels durchleuchtet das Grauen des Kapitalismus. Die Vielseitigkeit des dynastischen Gottesgnadentums erfüllt auch die Regenten des Kapitals, man kann Bankdirektor, zehnfacher Aufsichtsrat sein und doch noch Zeit finden, über die Geistes der Kunstempfindens, über die Grundlage des Denkens und über den Umbau Berlins zu schreiben. Der Kapitalismus hat promoviert und der Doktor der Philosophie kommandiert die Millionen und Milliarden.

Wie wird man künftig Kunst- und Wissenschaftsgeschichte behandeln? Ehedem las man, wie unsre Dichter und Denker zunächst aus tiefem Elend stammen. Des einen Vater war ein armer Weber, des andern wohl ein hungriger Sattler. In der heraufstrebenden Renaissance des Kapitalismus wird man solche traurigen Bilder nicht mehr entwerfen brauchen. Diese Denker und Dichter sind in goldener Wiege geboren, und doch ist das Erhabene an ihnen, daß sie denken und dichten, obwohl sie eigentlich gar nicht nötig haben. Der Kampf um den Verleger, den Theaterdirektor, den Kunsthändler bildete bis jetzt eines der trübsten Kapitel auf dem Kreuzweg der geistigen Arbeiter. Nichts mehr von solcher widrigen Notdurft! Jeder Verleger rechnet es sich zur Ehre an, die intellektuellen Emissionen des Bankdirektors unterzubringen, und da er ihm um möglich Aufsichtsratsstantien zahlen kann, verwendet er einen Teil der Einkünfte seines Autors in hochmüthiger und zweckmäßiger Weise zur Förderung der Papier- und Druckerindustrie. O, die ihr arm geboren seid, lasset alle Hoffnung fahren, vom Denken und Dichten zu leben. Die neue Konkurrenz löst ihr nicht aushalten. Die Verbreitung geistiger und künstlerischer Kultur ist fortan vom Großkapitalismus monopolisiert, höchstens stellen sich die Herren, wenn ihnen das Selbstdenken und Selbstschreiben zu viel Mühe bereitet, um billigen Vorkorbhohn tüchtige Hirnproletare an, die in ihrem Namen arbeiten. Wer sollte etwa — dann das Interesse haben, zu ermitteln, wer der Verfasser der berühmten „ästhetischen Einzelzüge“ des Geheimen Kommerzienrats v. Köckeritz-Beitensschmalz sei.

Herr Walter Rathenau, Doktor der Philosophie, weisand Direktor der Berliner Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, jetzt Direktor der Berliner Handelsgesellschaft, ist zweifellos, Selbstverfasser seiner „Impressionen“ — aber gerade dieser Umstand beweist, mit welcher überirdischen Schöpferkraft der Kapitalismus seine Lieblinge ausstattet. Denn der Schriftsteller ist nicht nur Direktor einer großen Bank, sondern auch väterlicherseits mit Aufsichtsratsposten erblich belastet. Die Visitenkarte dieses Denkers und Dichters ist nicht nur mit dem Dr. phil. und den Direktortitel gekrönt, sie trägt auch die Nachweise: „Mitglied des Ausschusses der Aktiengesellschaft Thiederhall in Thiede bei Brannschweig, der Compagnie Générale d'Electrochimie in Paris, der Electricitätswerke Strazburg in Strazburg i. E., der Plantawerke Aktiengesellschaft für Kohlenfabrikation in Spanien bei Ratibor, der Riedler Gypsschmelzwerk in Berlin, der Sociétés belge d'Electricité in Brüssel, der Lausitzer Electricitätswerke in Berlin.“

Freilich gegen seinen Vater, den Geheimen Vaurat und Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, Emil Rathenau, ist der denkende Sohn noch ein unbefähigter Mann. Der alte Rathenau sitzt in der Mitte jenes Niesenpinnwedges, das zwischen der elektrischen Industrie, den Großbanken, den Verkehrsgeellschaften und

den — Stadtverwaltungen seine unentwirrbaren Fäden zieht. Er ist Direktor, Aufsichtsratsvorsitzender, Verwaltungsratspräsident, stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats, Vicepräsident des Verwaltungsrats oder wenigstens Mitglied des Aufsichtsrats der ganzen kapitalistisch-civilisierten Erde. Er leitet und beaufsichtigt zahllose elektrische Gesellschaften, Banken, Straßenbahnen, chemische und Maschinenfabriken, Versicherungsgeellschaften in Berlin, Magdeburg, Karlsruhe, Gagen, Rheinfelden, Stettin, Breslau, Frankfurt a. M., London, Genua, Zürich, Barcelona, Sevilla, Neuchâten (Schweiz), Warschau

Nur nicht der Arbeiter, der sein Lebenslang Tag für Tag dieselbe kleine Teilarbeit leistet, Bewunderung für solche unermessliche Leistungsfähigkeit der Unternehmerintelligenz empfinden!

Und dieses unheimliche Niesengeschlecht erzeugt nun noch Kinder, die Bankdirektoren, Aufsichtsräte, Gelehrte und Schriftsteller in einer Person sind! Bisher hatten wir armen Teufel wenigstens noch die Erlaubnis, in niedrigem Dasein denkend und schaffend unser bißchen Kraft zu zerreiben. Jetzt kommt der kapitalistische Großbetrieb und verdrängt uns auch von diesem Felde. Nur ein Millionär wird künftig noch Professor, Künstler, Journalist werden! Ich sehe düster in die Zukunft. Eines Tages wird es heißen: Warsch, Joe! Krupps Enkel wird fortan deine Sonntagsplaudereien schreiben; er mach's viel besser und — zahlt anständig. . . .

Joc.

## Kleines Feuilleton.

th. Auf Sommerwegen. Gestern bin ich hinausgefahren ins Land. Ganz weit hinaus, da liegt ein Nest, wo der Berliner niemals hinkommt, da ist gut wandern in Sommertagen.

Eine Feldstation liegt da in Einsamkeit und Heide verloren, man muß lange wandern, ehe man das nächste Haus erreicht.

Der Wald glüht im Sommerdunst. Ein schwerer, würziger Herzgeruch strömt aus den Föhren. Aus den Moosen, aus den stillen, ernsten Wachholderbüschen, aus allen Ecken und Enden strömt dieser schwere, beräuschende Heideduft. Durch die Wipfel glänzt und glimmerte die Sonne. Lange, goldne Streiflichter malten ihre Strahlen auf die rotbraunen Stämme über Halde und Hang.

Hügelab stand das Farnkraut. Es stand ein Wald im Walde, weite, unabsehbar weite lichtgrüne Flächen. Eine frische Kühle steigt von ihnen auf. Noch ist kein Menschenfuß hier durchgeschritten. Nur der Wind biegt die zierlichen Bedel.

Ist das ein Wandern durch das fughohe Kraut, durch das Niedergas, das sich vor den Schritten biegt und wieder zusammenschlägt in langen grünen Wellen!

Ist das ein Wandern im tiefen Wald zur Mittagstunde in reißenden Sommertagen! Wilde Bienen summen über Murrer-Frauen-Weißtrock! Heber den Nellen, über den Glodenblumen wimmelt es von schillernden Schmetterlingen. Sie schwirren über den sonnigen Hang wie lebendig gewordene Blumen. Goldgelb leuchtet der Zitronensalter, in allen Farben strahlt das Pflaumenauge. Auf der Schaafgarbe sitzt der Waldspöckner, schimmernd im schönsten Perlmuttblau, die Hummeln brummen, die Grille zirpt.

Aber die Vögel schweigen; hin und wieder ein Finkenflügel, ein leises Gezwitscher aus dem Busch, dann wieder alles still.

Das Schweigen im Walde . . . durch die gründämmenden Schatten der Niesenstämme kommt auf leisen Sohlen das Märchen geschritten . . .

Hinter dem Eisenbusch öffnet sich der Wald, eine weite Niederung, Kartoffelfelder, gelbe Saaten, eine Kirchengasse mitten hindurch, in der Ferne ein Kirchturm, ein Dorf, das Dorf in der Heide.

Die Sonne brennt; der Schatten der Bäume liegt wie verloren auf der langen, heißen, sandigen Straße. Das Korn steht regungslos, kein Lufthauch rührt sich, schwebende Blut steht Hals und Kraut.

Und die Straße Sand, Sand und wieder Sand. Er rieselt in die Schuß, er wirbelt unter den Schritten, er deckt die Kleider mit stumpfen Grau.

Aber in den Zweigen der Bäume leuchtet's von Kirichen, leuchtet's in allen Farben und Tönen rosa, hellrot bis ins Blauschwarze hinein. Kirichen über Kirichen. Sie winken aus den Wipfeln, sie ziehen die Kette zur Erde nieder. Zeit der Reife, Sommerregen!

Sommerregen über den Feldern.

In den Schoten rumporen die Spaken, das Korn biegt sich fruchtiger, sichelreif. Nächster Tage kringt die Sense im Aehrenfeld, über die Stoppeln legt der Wind. Heute stehen noch die Halme, und die Blumen stehen. Ach, was für Blumen! Schlanke Raden und brennender Rohn, blaue Kornblumen und lila Wicken, die feingliedrige Ranken von Halm zu Halm spannen und ihre großen Blüthenkränze darüber hinfängen.

Und am ganzen Begrand blüht es — ohne Ende. Am Grabenhang, aus jeder Furche, aus gelben Sandhollen heraus spricht es in leuchtenden Farben: Schaafgarbe und bunte Disteln, rote Nellen und blauer Ehrenpreis, und über allem der Himmel: braudgelb, goldgelb, lohend wie Sonnenglut. . . .

Das Dorf in der Heide. . . . Die kleinen Hütten kriechen zusammen, als suchte die eine bei der andren Schutz, und doch liegt jede im Grün verborgen.

Gärten vor der Thür und Gärten hinter dem Hause und in den Gärten wieder Blumen: Pantoffelblumen und blauer Fingerhut, Nittersporn und rote Feuerlilien. Blumen, die der Städter gar nicht kennt, Blumen, die kaum noch im Volkslied leben. Von dem Beet aus der Erde drüben kommt wie schwüler Duft:

Rohrnarien und Thymian  
Wächst in meinem Garten!

Hat's wer gesungen?

Auf dem Hügel quakten Euten, ein flachhaariger Junge knallt mit der Peitsche hinter drei Gänsen her. Sie spreizen die Flügel, reden sich und rennen schreiend die Dorfstraße entlang. Der alte Bildner rückt sein Köppchen, stemmt das Grabseil in die Erde und sieht ihnen nach, ihnen und dem fremden Wanderer, dem Wanderer aus der Welt. Die Welt? Was ist die Welt? Seine Welt ist das Dorf in der Heide. Seine Welt ist der Roggen und der Kartoffelacker und allenfalls noch die Kuh im Stall.

Er schiebt die Peitsche in die andre Mundecke und hebt den Spaten von neuem. Was kimmert ihn der Wanderer aus der Welt? Die Kartoffeln werden gut geraten. Weiße Tauben flattern auf von einem Giebel, irgendwo in den Gärten ein Mädchenlachen: . . . Frieden! —

cc. Die Rolle der Alpen in der heutigen Verteilung der Tiere und Pflanzen. In einer längeren Arbeit behandelt Scholke die Wirbeltiere, Vögel, Insekten, die er speziell in den höchsten, belebten Bergregionen und in den Alpen gemacht hat. Er weist nach, daß er dort eine Menge Formen gefunden, die nur in den arktischen Gegenden sonst getroffen werden. Auch in den Seen und Flüssen zu Füßen der Alpen fand er Formen, die er nur als Ueberbleibsel der Glacialzeit bezeichnen kann. Ein Beispiel unter anderen sind die Salmoniden (Forellenarten, Felchen etc.) die heute von ihren nächsten Verwandten in den nördlichen Gewässern vollständig isoliert sind. Die Alpen bildeten eine Barriere für die Wanderung der nördlichen Tiere, denn die norditalienischen Seen weisen wieder eine ganz andre Fauna auf. Seit der Trennung hat sich natürlich auch eine gesonderte Entwicklung der Arten vollzogen. Das Leben in den Gewässern des Alpengebirgs entspricht ganz demjenigen in den Gewässern Grönlands. Es ist auch heute festgestellt, daß auf die Glacialperiode in Mitteleuropa eine Steppenperiode, von der die Ueberreste der Säugetiere im sogenannten „Schweizerbild“ Zeugnis geben, herrschte, auf welche dann die Waldperiode folgt, welche bis in unsere Zeit dauert. Ein anderer Schweizer Gelehrter O. Stoll ist den Spuren der verfloffenen Periode den in Tier- und Pflanzenwelt sehr gewissenhaft nachgegangen und hat auch sehr interessante Funde gemacht. Im allgemeinen ist es leichter, diese Fragen für die Pflanzen zu lösen, da dieselben, wenn irgendwo noch Existenzmöglichkeiten sind, den Standort nicht verändern, während die Tiere auswandern. Stoll fand speziell unter den wirbellosen Tieren auf den südlichen Abhängen ganz charakteristische Formen, die nur noch in einzelnen Beständen an ganz bestimmten Stellen zu beobachten sind, während ihre Verwandten sich in ganz andern Gegenden angesiedelt haben. Es sei nur eine Ameisenart erwähnt, die im Kanton Waadt vorkommt und sonst nur noch am Mittelmeer. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Lindenblüten. Ph. Harms schreibt in der Wochenschrift „Merthaus“ (Altona-Ottensen, Chr. Adolff): Lindenblüten, Rosen und weiße Lilien sind die Wahrzeichen des ersten Sommermonats unter den Blumen. Die Linde ist der letzte häufigere Baum unsrer Anlagen, der seine unscheinbaren, aber duftenden Blüten entfaltet. Erst Ende Juni oder Anfang Juli brechen die Blüten des Baumes auf, der mit seinem eigenartig milden, weichen Wesen dem deutschen Volke von jeher lieb gewesen ist. Die Kleinblättrige Art, welche bei uns in der Tiefebene vorwiegend angetroffen wird, zögert noch 2-3 Wochen länger als ihre großblättrige Verwandte, noch später erst folgt die seltener angepflanzte Silberlinde. Sobald aber die Lindenalleen blühen und die Luft mit ihrem lieblichen, kräftigen Duft erfüllen, beginnt in ihren Kronen ein Leben von Insekten, was wohl seinesgleichen sucht. Welch ein Gewimmel und Gesumme erhebt sich dann in den Lindenkronen an einem stillen, feuchtwarmen Julitag! Wer nennt die Völker all' mit Namen, die gottlich hier zusammenkamen? Und sie alle kommen, um hier an reich gedeckter Tafel einige Tage in Hülle und Fülle zu schwelgen. Bunte, zierliche Käfer, prächtige Schmetterlinge, Weipen verschiedener Arten, Fliegen jeder Größe und Form, schwerfällige Hummeln und noch viele andre leicht beschwingte Gäste stellen sich ein. Ist der Frühling und der Vorfrühling kalt und nah gewesen wie in diesem Jahre, so holen auch unsre enstigen Bienen einen Teil der Honigernte nach, welche ihnen während der Blütezeit anderer Pflanzen entging. Herrscht nur während der Lindenblüte warmes, sonniges Wetter, so fällt dem Bienenwatter ein Stein vom Herzen, seine Ausbeute wird wenigstens nicht ganz schlecht oder gar ausfallen, so daß er durch kostspielige Fütterung seine Völker später erhalten muß. Es ist erstaunlich, wie große Mengen Honig die fleißigen Insekten den Lindenblüten zu entnehmen vermögen. Lange dauert die Herrlichkeit freilich nicht, denn bei warmem Wetter ist die Lindenblüte bald vorüber. Da heißt es also für die Bienen sich beeilen und das thun die Tierchen auch. Einige dreißig gute kräftige Völker sollen an einem

einigen Julitage gegen einen Centner Honig ernten und daheim in ihre Zellen füllen können.

Der kostbare Nektar der Lindenblüte ist, wie schon Konrad Sprengel in seiner Arbeit: „Von und Befruchtung der Blumen“ am Ende des 18. Jahrhunderts betonte, durch überaus wirksame Einrichtungen geschützt. Schaut man von oben auf einen in Blüte stehenden Lindenbaum, so erscheint er dunkelgrün. Betrachten wir ihn dagegen von unten, so sehen wir in seinem Laubwerk zu vielen Tausenden die licht gefärbten Blütenstände. Der aus dem Blattwinkel kommende Blütenstiel stellt sich immer so, daß das Blatt ihm als Schutz dienen kann. Schildartig deckt das herzähnliche Blatt die zarten Blumen gegen Regenschlag und zu starken Sonnenbrand. Das pergamentartige Deckblatt schützt die Inflorescenz weiter noch dadurch, daß es sich bis zur Ansatzstelle am Zweige heraufzieht. Auch starker Wind und von der Seite fallender Regen kann die Blüten und die wichtigsten Organe derselben, die Staubgefäße und Stempel, schwer treffen und den Nektar fortzuschwemmen.

Eine innige Wechselbeziehung herrscht zwischen der Insektenwelt und den Blüten. Nicht umsonst liefert die Blüte ihren Gästen reichliche Nahrung, sie verlangt für die Bewirtung auch einen Gegen dienst und das ist die Befruchtung. Von Natur ist die Lindenblüte so gebaut, daß eine Selbstbefruchtung derselben unmöglich ist, der Pollen aus einem Staubgefäß kann nicht auf die Narbe derselben Blüte gelangen. Wie manche andre Blüten hat auch die der Linde die Erscheinung der Dichogamie, d. h. die ungleichzeitige Entwicklung der Staubgefäße und Stempel. Erst wenn die Staubgefäße entleert sind, wird die Narbe reif und befruchtungsfähig. Beim Anblühen sind die Staubbeutel ausgebildet und lassen den Pollenstaub frei. Der Stempel ist nur ein kurzes Säulchen und wächst erst während der Blüte aus. So kann also der Staub nicht befruchtend auf die Narbe derselben Blüte gelangen. Erst wenn der Staub der Antheren ausgestreut und verbreitet ist, erheben sich die Stempel und strecken ihre Narben zur Befruchtung empor. Der Blütenstaub wird durch Luftzug fortgeführt und gelangt auf seinem Luftwege auch auf die Narben reifer Stempel. Bei der Befruchtung spielen die Kerbtiere, welche Honig suchen wollen, eine wichtige Rolle. Setzt sich ein Insekt auf eine Blüte, so bedeckt sich, während es die süße Speise aufnimmt, die ganze Unterseite mit Blütenstaub. Auf dem weiteren Wege gelangt es an ältere Blüten, deren Narben schon aufnahmefähig sind und auf diesen wird der Staub vom Körper des Trägers abgestreift und vollzieht die Befruchtung. Wir wollen es den vielen Insekten, welche bei der unfreundlichen Bitterung dieses Jahres zu kurz gekommen sind, gerne gönnen, daß die Lindenblüte ihnen reiche Entschädigung gewährt und wir Menschen werden uns dann an dem herrlichen Duft der Linden und an dem lebhaften Leben und Treiben in ihren Kronen erfreuen. —

### Humoristisches.

— Besserung. A.: „Wie geht's denn Ihrem Vater, dem Herrn Förster?“

B.: „O, danke, der Doktor hat ihm schon das Fluchen erlaubt!“ —

— Voss'sche Kritik. „... Zwar wies die Musik der Oper, die gestern hier ihre Premiere erlebte, viele Entlehnungen aus den alten Meistern auf, dafür setzte sich jedoch das Textbuch nur aus — neueren Dichtungen zusammen.“ —

— Ein Meisterschübe. Sonntagsjäger (der, statt eines Hasens, eine Kröte getroffen): „Das soll mir 'mal einer nachmachen! Bestie mitten durch's Herz jerschoffen!“ — („Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— Hermann Vahrs Lustspiel „Wienerinnen“ wird eine der ersten Novitäten des Berliner Theaters in der kommenden Spielzeit sein. —

— „Arbeiterfeiertag“, eine Komödie von Albert Reinert, ist von der Direktion des Buntten Theaters zur Aufführung in der nächsten Saison angenommen worden. —

— Einen Wettbewerb für Baupläne zu einem Rathaus in Eberswalde schreibt der Magistrat dieser Stadt aus. Drei Preise von 3000 M., 2000 M. und 1500 M. sind ausgesetzt; außerdem werden noch Entwürfe zu je 500 M. angekauft. Letzter Einlieferungsstermin ist der 15. Oktober. —

— Drei Preise von 2000 M., 1500 M. und 1000 M. schreibt das Oberbürgermeisteramt in Eisen für die besten Pläne zu dem Neubau einer höheren Töchter Schule aus. Letzter Einlieferungsstermin ist der 1. November. —

t. Höhlenbauten des vorgeschichtlichen Menschen sind neuerdings bei dem englischen Ort Crondon entdeckt worden. Es wurden dort beim Graben in hartem Sand drei Höhlen freigelegt, von den eine noch durch einen kurzen Tunnel mit der früheren Oberfläche verbunden war. Solche unterirdische Kammern sind in Irland und Schottland keine Seltenheit, dagegen in England bisher kaum aufgefunden worden. —